



Irgendwann, liebe Verantwortliche, müsste dieser Moment doch kommen. Dieser eine Augenblick, in dem man innehält, tief durchatmet und sich eingesteht, dass etwas fundamental schief läuft. Nicht ein bisschen. Nicht aus Versehen. Sondern krachend, systematisch, seit Jahren. Doch stattdessen zählen wir weiter Einschusslöcher, als wären sie bloß statistische Unschärfen im Sicherheitsbericht.

Wieder Schüsse. Wieder nachts. Wieder Marseille. Wieder dieses Viertel, dessen Name in Aktenordnern und Polizeiberichten längst schwerer wiegt als im Stadtplan: Saint-Mauront. Ein Stadtteil, der inzwischen mehr über die staatliche Hilflosigkeit erzählt als jede Sonntagsrede. Und mittendrin ein Bürogebäude von Orange, tausend Arbeitsplätze, Glasfassade, Besprechungsraum – jetzt mit Kugelloch. Modernes Frankreich, Version 2026.

Man stelle sich das kurz vor. Da gehen Menschen morgens zur Arbeit, Laptop unterm Arm, Kaffee in der Hand, und das Erste, worüber man spricht, ist nicht das Wetter oder die Deadline, sondern die Frage, ob man heute besser nicht am Fenster sitzt. Kugeln als neue Form der Arbeitsplatzgestaltung. Offene Büros waren gestern, heute gibt es offene Einschusslöcher. Läuft.

Und dann dieser alte, abgegriffene Reflex: mehr Polizei, mehr Blaulicht, mehr Durchgreifen. Härter. Strenger. Repressiver. Als hätte man nicht seit zwanzig Jahren genau das ausprobiert. Als wäre der „Krieg gegen die Drogen“ nicht längst eine endlose Wiederholung derselben Szene, immer mit denselben Verlierern. Spoiler: Es sind nicht die Drogenbosse.

Die Repression marschiert ein, geschniegelt, bewaffnet, kurz präsent – und zieht wieder ab. Die Netzwerke bleiben. Das Geld bleibt. Die Waffen sowieso. Wer glaubt, man könne organisierte Kriminalität mit gelegentlichen Razzien und martialischen Pressefotos beeindrucken, glaubt vermutlich auch noch an den Weihnachtsmann. Nur dass der wenigstens Geschenke dalässt.

Marseille ist längst kein Einzelfall mehr, sondern ein Symbol. Für eine Politik, die laut sein kann, aber nicht wirksam. Für einen Staat, der Stärke demonstriert, wo er keine Kontrolle mehr hat. Für eine Öffentlichkeit, die sich an Schussgeräusche gewöhnt wie an Baustellenlärm. Ach ja, ist halt wieder was passiert. Weitergehen, bitte.

Besonders bitter wirkt dabei diese scheinheilige Trennung zwischen „Problemviertel“ und „normaler Stadt“. Als ließe sich Gewalt geografisch einsperren. Als würde sie höflich an der Stadtteilgrenze Halt machen. Das Orange-Gebäude steht da wie ein Mahnmal aus Beton und Glas: Die Realität klopft nicht mehr an, sie schießt sich den Weg frei.



Und während man oben diskutiert, ob die Polizeipräsenz „ausreichend“ sei, organisieren unten andere längst ihre Geschäfte. Hochprofessionell. International. Mit besserer Logistik als so mancher Mittelständler. Der Drogenmarkt funktioniert, weil Nachfrage da ist, Geld fließt und Alternativen fehlen. Das weiß jeder. Wirklich jeder. Man müsste es nur aussprechen – und danach handeln. Genau das scheint das eigentliche Tabu zu sein.

Repression allein ist wie Aspirin gegen einen offenen Bruch. Es beruhigt das Gewissen, nicht das Problem. Wer glaubt, man könne soziale Verwahrlosung, Perspektivlosigkeit und Milliardenmärkte mit Schlagstöcken auflösen, verwechselt Ursache und Symptom. Oder will sie verwechseln. Das ist bequemer.

Natürlich ist es einfacher, Polizeistreifen zu verdoppeln, als Schulen, Sozialarbeit, Prävention und Ausstiegshilfen konsequent auszubauen. Natürlich bringt ein harter Einsatz schneller Applaus als eine langfristige Strategie. Aber der Applaus verhallt, die Schüsse nicht.

Vielleicht kommt irgendwann der Tag, an dem man den Mut aufbringt, das Offensichtliche auszusprechen: Dieser Kampf wird so nicht gewonnen. Nicht mit Symbolpolitik. Nicht mit immer gleichen Phrasen. Nicht mit dem Glauben, man müsse nur noch ein bisschen härter sein. Die Realität lacht darüber. Sarkastisch. Laut. Bewaffnet.

Bis dahin zählen wir weiter die Einschusslöcher. Und nennen es Sicherheitspolitik.

Ein Kommentar von Andreas M. Brucker